Familiensache

Schwere Kost vor dem Schlaf

Ich lese gerne. Derzeit sind es mehrheitlich Kindergeschichten, die ich mir zu Gemüte führe. Und seit ich diese als Vater lese, stosse ich darin immer wieder auf irritierende Szenen. Wir besitzen zum Beispiel ein Buch über eine Schule für Tiere. Dort sollen alle dasselbe lernen, ungeachtet ihrer Begabungen: die Ziege schwimmen, das Pferd fliegen, der Elefant klettern.

Beim grauen Dickhäuter endet der Kletterunterricht in einem emotionalen Zusammenbruch. Unter dem verächtlichen Blick seines Lehrers, eines Affen, liegt er in einem kleinen See aus Tränen, strampelt mit den Beinen und hält sich die Füsse vors Gesicht. In ein paar Jahren wird unser Sohn seine schulische Laufbahn starten, und ich frage mich: Sind solche Geschichten wirklich die richtige Einstimmung darauf?

Eine ähnlich traumatische Schulerfahrung macht Pingu: In einer Geschichte begleitet ihn sein Freund Robby, eine Seerobbe, in den Unterricht. Er hilft der Klasse dabei, Meerestiere zu fangen und zu bestimmen. Klingt harmlos – bis Pingu am Ende ein Tier benennen will, ihm aber der Name einfach nicht einfällt. Unter dem Gelächter seiner Schulkameradinnen und -kameraden blickt Pingu traurig auf den Boden. Ende der Geschichte.

Überhaupt wird den Figuren einiges zugemutet. In einer anderen Geschichte verliert Pingu beim Spielen im Eis seine kleine Schwester aus den Augen und kehrt schliesslich völlig aufgelöst nach Hause zurück, überzeugt davon, dass sie für immer verschwunden ist. Und Lars, der kleine Eisbär, schläft friedlich neben seinem Vater ein, nur um sich nach dem Erwachen alleine auf einer durch das weite Meer treibenden Eisscholle wiederzufinden.

Trennungen, Demütigungen, Leistungsversagen – es sind schwere Themen, die mein Sohn in diesen Büchern vorgesetzt bekommt. Ihn scheint das alles aber weit weniger zu beschäftigen als mich. Er will die Geschichten immer und immer wieder hören.

Und wahrscheinlich braucht eine gute Kindergeschichte eben auch etwas, das auf dem Spiel steht, Emotionen, die hochgehen, Hindernisse, die überwunden werden wollen, scheinbar ausweglose Situationen. Alles andere wäre vielleicht beruhigend für den Vater – aber ob mein Sohn eine solche Geschichte Abend für Abend vor dem Einschlafen hören wollte?



Tobias Söldi
tobias.soeldi@chmedia.ch

Das Comeback der Isabelle Kaiser

Händel-Chor und «iheimisch» machten die Uraufführung von Stephan Hodels musikalischem Portrait zum Ereignis.

Andréas Härry



Simone Felber von «iheimisch» brilliert mit der Vielseitigkeit ihrer Stimme. Bild: Andréas Härry (Luzern, 14. 11. 2026)

Der Tod kann «nein» sagen. Ihm kommt in Isabelle Kaisers «Todesritt» jemand entgegen, lebensmüde, sehnsüchtig – und wird zurückgeschickt. Es gibt noch zu tun! Bei Kaiser betreibt selbst der Tod Lebensberatung statt Sterbebegleitung.

In der Kirche St. Karl Luzern holt der Händel-Chor die einst gefeierte, später vergessene Autorin zurück ins Rampenlicht. Stephan Hodels grossartige Auftragskomposition «Isabelle» gibt ihr dazu Herz, Witz und ordentlich Feuer.

Dieser Komponist weiss zu verführen

Hodel, in Grosswangen aufgewachsen und in Luzern, Boston und London ausgebildet, bedient sich lustvoll bei Polka und Musette, Chanson und Folk. Er lässt spätromantische Klänge leuchten und süsseste Kadenzen auf der Zunge zergehen. Dann wieder packen lateinamerikanische Rhythmen zu. Das fährt in die Füsse. Besonders raffiniert wird es, wenn Hodel die Stile schichtet. Vorn schmeichelt eine süsse tonale Melodie, dahinter knirscht die Atonalität. Man schmilzt dahin und spitzt zugleich die Ohren. Der Komponist weiss, wie man verführt und bei der Stange hält: begeisternd!

Dabei hört er den Gedichten, die immer Wurzeln in die Biografie Kaisers schlagen, genau zu. «Roses pâles» klagt über verletzte Liebe, «Mein Orient» betrauert einen geliebten Menschen. Hodel nimmt den Schmerz ernst, ebenso die Sehnsucht und den Schalk.

Denn Kaiser kann auch köstlich komisch: In «Vom Schlafengehen» will ein Mädchen partout nicht ins Traumland. Als die Tante ihm Müdigkeit vorspielt, schlüpft es aus dem Bett und mahnt die Mutter zur Ruhe: Die Tante schläft! Die Kleine gewinnt. Und die Musik hat ihren Spass daran. So hört man diesen Versen mit Vergnügen bis in die Abgründe hinein.

Heute Abend darf Jodel wehtun und trösten

Wie gemacht für diese Gefühlswechsel ist Simone Felbers Formation «iheimisch». Adrian Würsch am Schwyzerörgeli, Polina Niederhauser am Cello und Simon Iten am Kontrabass geben Hodels Musik Klangfarben, die es nur auf ihrer Palette gibt.

Darüber entfaltet Felber ihre verblüffend wandelbare Stimme. Sie kann geschmeidig-süss jubilieren und im nächsten Moment mit einem Jodel mitten ins Herz treffen. Sie schafft es, glaubhafte Trauer in Volksmusikklängen abzubilden. Heute Abend darf der Jodel wehtun. Und trösten.

Eine Berühmtheit mit Sinn fürs Geschäft

Der Händel-Chor unter Benjamin Rapp, der auch das Konzept verantwortet, hält diese Klangwelt mit kompaktem, geschlossenem Gesang zusammen. Die kniffligen Schichtungen und Rhythmen verlangen Aufmerksamkeit. Der Chor bleibt verlässlich auf Kurs und singt mit grosser Empathie. So viel musikalische Abenteuerlust braucht diesen sicheren Boden. Theatralisches Licht und inszenierte Auftritte machen die Karlikirche zur Bühne. Auch das passt zu Kaiser: Die Dichterin versteht etwas vom grossen Auftritt.

Wie viel Leben in den Versen steckt, erzählt zwischen den Stücken Jana Avanzini, Journalistin und Herausgeberin des Kaiser-Lesebuchs von 2023. Kaiser kommt 1866 in Beckenried zur Welt, als drittes von fünf Kindern einer gut situierten Familie.

Sie wächst in Genf französischsprachig auf, lernt in Zug Deutsch und kehrt nach Beckenried zurück. 1902 bezieht sie mit ihrer Mutter die Ermitage. Ihre Bücher finden ein internationales Publikum, ihre Lesungen füllen Säle, sie verschickt Autogrammkarten.

Eine Berühmtheit mit Sinn fürs Geschäft. Zugleich verliert sie Brüder, Vater und Schwester, leidet an Tuberkulose und unerfüllter Liebe. «Ich sang keinen Trauermarsch mehr. Ich erlebte ihn», zitiert Avanzini Kaiser. Kaiser schreibt weiter: «Ich arbeite, wenn die Sterne blinken und wache, wenn die Menschen schlafen.» 1925 stirbt sie in Beckenried. «Doch nun was bleibt von Isabelle?», fragt das Programm. Nach dieser Uraufführung bleibt vor allem Lust auf mehr. Auf diese Dichterin mit ihren Abgründen und ihrem Witz. Auf eine Musik, die ihre Verse so unmittelbar ins Heute holt. Diese Isabelle gehört wieder auf die Bühne. Sie hat noch zu tun.

Der Teufel kommt auf acht Beinen

Die Oper «Die schwarze Spinne», komponiert von Willy Burkhard, erhielt dank der Musikhochschule neues Gehör.

Diana Sonja Tobler

Man kann planen, und dann wird alles anders. Das Prinzip wirkt am Samstagabend im Maihof Luzern schon vor dem ersten Ton. Der knappe Freiraum hinten in der Kirche muss kurz vor Konzertbeginn zusätzlich bestuhlt werden. Vorne ist ohnehin kein Platz mehr: HSLU Chor und Sinfonieorchester vereinnahmen weit mehr als die übliche Bühne.

Auch Willy Burkhards Oper «Die schwarze Spinne» spielt mit Erwartungen. Zu Beginn klotzt Burkhard, als schreibe er Filmmusik für eine grosse Sage. Ein Dorfidyll klingt an, doch bald ziehen einsame hohe Stimmen wie unheilvolle Nebelschleier darüber, ein gestopftes Signalhorn verheisst nichts Gutes. Erzähler Walter Sigi Arnold führt – glücklicherweise verstärkt – durch die Geschichte. Die Rahmenhandlung der Oper fällt dabei weg, das Publikum gelangt direkt zum Kern.

Dort ändern sich ebenfalls Pläne. Ein Feudalherr verlangt von seinen bereits überlasteten Bauern das Pflanzen mehrerer Buchen. Als die Aufgabe unmöglich scheint, bietet der Teufel Hilfe gegen ein ungetauftes Neugeborenes. Die Lindauerin (Judith Schmid) willigt zunächst ein. Doch das Dorf widersetzt sich und tauft das nächste Neugeborene.

So wird der Teufel hämisch statt höllisch

Burkhard erzählt musikalisch mit: mit fallenden Figuren, Rumpeln und Posaunenschreien, mit einem Harfenerguss, als vom Sturzbach die Rede ist, und immer wieder mit mechanisch pochenden Rhythmen, die das Geschehen vorantreiben. Seine Tonsprache reicht vom beissend Modernen bis zum unschuldig simplen Reigen der Bäuerinnen; folkloristische Bordunbässe verwendet er genauso stimmig wie die Passacaglia, die die verschiedenen Versuche unterlegt, den Pfarrer vom Taufen des zweiten Neugeborenen abzuhalten.

Der Teufel klingt in dieser «Spinne» nicht wie eine schwerfällige Schreckensmacht. Er schleicht sich vielmehr leichtfüssig durch die Partitur, ein flinkes, hämisches Wesen, das wie der Chor nasal und wie auf den Stockzähnen lacht – «he he he». Konzertmeisterin Vivienne Richter führt diesen Charakter in ihren klanglich grandiosen Violinsoli weiter: verführerisch, süffisant, gefährlich elegant.

Gerade weil die konzertante «Spinne» vom Wort lebt, wird allerdings die Balance zum Problem. Clemens Heil lässt das HSLU Sinfonieorchester klangvoll aufspielen, bei vermeintlich (dazu später mehr) ungehörter Musik durchaus verständlich. Das hat seinen Preis: Im Chor gehen Worte verloren, Solostimmen dringen nicht immer durch. Im Crescendo verliert sich selbst der verstärkte Erzähler irgendwann. Dennoch behaupten sich die junge Frau (Serafina Giannoni) und die teuflische Stimme (Konstantin Wolff). Umso schwerer wiegen die Verständlichkeitsprobleme, weil Burkhards Musik eng am Text entlangkomponiert ist.

Dass dieses selten gespielte Werk überhaupt mit solcher Wucht zu erleben ist, bleibt ein grosser Wurf der Hochschule. Wie wenig selbstverständlich das ist, zeigt eine weitere Planänderung am Rand: Die vor langer Zeit angedachte und im Artikel vom Donnerstag angekündigte SRF-Aufnahme kam nicht zustande; am Samstagnachmittag findet der Betriebsdirektor des Luzerner Theaters, Adrian Balmer, dafür in seiner privaten Sammlung die Überspielung einer niederländischen Schallplatten-Aufnahme von 1957.

Fast fragt man sich deshalb, warum man räumlich und in der Besetzung nicht noch grösser gedacht hat. Das Material wäre es wert. Der Direktor des Departements Musik, Valentin Gloor sagte zur Begrüssung immerhin: «Man muss den Menschen Unbekanntes bieten.» Die Reaktion des Publikums nach der Aufführung gibt ihm – trotz aller Planänderungen – recht.